

ULRIKE RENK

# Träume aus Samt

Das Schicksal einer Familie

ROMAN

atb



ULRIKE RENK

Träume  
aus  
Samt

Das Schicksal einer Familie

ROMAN

atb



## Über das Buch

»Die Menschen hinter meinen Figuren existierten wirklich. Sie sollen nie vergessen werden.« *Ulrike Renk.*

August, 1940. Amerika soll für Ruth Meyer und ihre Familie das Land der Freiheit werden. Endlich haben sie es geschafft, aus Europa zu fliehen. Doch wird man sie als deutsche Juden in der Fremde willkommen heißen? Die Zeichen stehen zunächst nicht zum Besten. Kaum am Hafen angekommen fällt Ruths Vater auf Betrüger herein. In Chicago, der vorerst letzten Station ihrer Odyssee, versucht Ruth sich einzurichten und Arbeit zu finden. Immer sind ihre Gedanken bei ihren Verwandten, die in Deutschland zurückbleiben mussten. Bald aber hat sie noch andere Sorgen. Ein junger Mann wirbt um sie – leider ist er Soldat und muss in die Hölle des Krieges, der sie gerade entkommen ist.

Eine dramatische Familiengeschichte, die von Deutschland über England in die USA führt. Von der Autorin der Bestseller »Die Zeit der Kraniche« und »Tage des Lichts«

## Über Ulrike Renk

*Ulrike Renk*, Jahrgang 1967, studierte Literatur und Medienwissenschaften und lebt mit ihrer Familie in Krefeld. Familiengeschichten haben sie schon immer fasziniert, und so verwebt sie in ihren erfolgreichen Romanen Realität mit Fiktion.

Im Aufbau Taschenbuch liegen ihre Australien-Saga, die Ostpreußen-Saga, die ersten drei Bände der Seidenstadt-Saga und zahlreiche historische Romane vor.

Mehr Informationen zur Autorin unter [www.ulrikerenk.de](http://www.ulrikerenk.de).

# ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

**Registrieren Sie sich jetzt unter:  
<http://www.aufbau-verlag.de/newsletter>**

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir  
jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Ulrike Renk

# **Träume aus Samt**

*Das Schicksal einer Familie*

*Roman*

 aufbau digital

# **Inhaltsübersicht**

**Informationen zum Buch  
Newsletter**

**Personenverzeichnis**

**Kapitel 1**

**Kapitel 2**

**Kapitel 3**

**Kapitel 4**

**Kapitel 5**

**Kapitel 6**

**Kapitel 7**

**Kapitel 8**

**Kapitel 9**

**Kapitel 10**

**Kapitel 11**

**Kapitel 12**

**Kapitel 13**

**Kapitel 14**

**Kapitel 15**

**Kapitel 16**

**Kapitel 17**

**Kapitel 18**

**Kapitel 19**

**Kapitel 20**

**Kapitel 21**

**Kapitel 22**

**Kapitel 23**

**Kapitel 24**

**Epilog**

**Nachwort**

**Danksagungen**

**Impressum**

*Für Claus*

*Zuhörer - Vorkoster - Mitesser - Aufbauer - Tröster -  
Liebhaber - Witzemacher - Masseur - Gassigeher -  
Hundebesitzer - Küchenbauer - Chauffeur - Vater -  
und bester Ehemann von allen*

# Personenverzeichnis

## **Familie Meyer**

Martha Meyer

Karl Meyer

Ruth

Ilse

## **Verwandtschaft in Deutschland**

Wilhelmine (Omi) und Valentin Meyer (Opi) → Karls Eltern

Emilie Meyer (Großmutter) → Marthas Mutter

Hedwig Simons → Karls Schwester

Hans Simons

## **Verwandtschaft in Amerika**

Irene

Töchter Doris und Regine

Fred (angeheiratet, Amerikaner)

## **Freunde der Familie in Amerika**

Sofie und Walter Gompetz

Sarah und Heinrich Hirsch

Rachel → Tochter

Aaron → Cousin

Klara → Tante

Margret und Fritz Goldberg

Anna → Tochter

Else und Otto Hirsch

Inge → Tochter

Else und Albert Glimmich

Kurt → Sohn

Anne → Tochter

### **Freunde Ruths**

Marcella, Franzisca, Julie → Kolleginnen bei »Fancy  
Frocks«

Andrew Silberstein → Freund Rachels

Eddie Elcott

# Kapitel 1

*New York, August 1940*

»Dort?«, fragte Ilse aufgeregt. Sie kniff die Augen zusammen, schob ihre Brille fast bis vor die Augen und starrte nach rechts. »Ist sie dort?«

»Nein, Ilse«, sagte Ruth belustigt. »Schau nach links. Da ist sie – allerdings kann man sie bisher nur erahnen.« Sie wies ihrer Schwester die Richtung.

»Ich sehe nichts«, brummte Karl verdrossen. »Gar nichts.«

»Ich fürchte, in Chicago müsst ihr beide zum Augenarzt und werdet eine neue Brille brauchen«, meinte Martha nachdenklich. »Ich hoffe, wir können uns das leisten«, fügte sie fast tonlos hinzu.

»Mach dir keine Gedanken«, sagte Karl Meyer und legte seiner Frau den Arm um die Schulter. »Alles wird gut werden.«

Obwohl Ruth – im Gegensatz zu ihrer Schwester Ilse – die Augenkrankheit ihres Vaters nicht geerbt hatte, kniff auch sie die Augen zusammen. Heute Morgen schon war der Ruf »Land in Sicht« ertönt; alle waren an Deck geeilt und hatten in die Ferne gestarrt. Doch Ruth hatte nur eine Art Schatten am Horizont erkannt – das hätten auch

niedrighängende Wolken sein können. Enttäuscht war sie zum Frühstück zurückgekehrt. Der Atlantik war ruhig, und fast alle Mitreisenden hatten sich von der Seekrankheit erholt, deshalb war der Speisesaal voller als in den letzten Tagen.

»Noch zwei Mahlzeiten an Bord«, hatte Mutti gesagt und aus dem Fenster geschaut – wo aber außer Wasser nichts zu sehen war. »Heute Abend sind wir endlich in Amerika.«

Ja, hatte Ruth gedacht – aber was dann? Vor mehr als einer Woche waren sie in Liverpool auf das Schiff gegangen. Die Überfahrt nach New York sollte nur sechs Tage dauern, doch die Scythia war von der normalen Linienroute abgewichen, nachdem sie den Konvoi, der sie begleiten sollte, verloren hatten. Die Gefahr, von deutschen U-Booten angegriffen zu werden, war groß, und der Kapitän hatte sich dazu entschlossen, im Zickzack zu fahren. Auch Funkverbindungen waren schwierig, die Deutschen versuchten jeden Funkspruch abzufangen, hatte Johnny, einer der kanadischen Soldaten, die mit auf dem Schiff waren, Ruth erklärt.

Dies war eigentlich ihre Fahrt in die Zukunft. Eine Fahrt, die sich die Familie Meyer so lange ersehnt, auf die sie hingefiebert hatte. Es sollte die Reise in die Freiheit werden, weg von den Nazis und ihren lebensbedrohlichen Repressionen. Es sollte, so hatte es sich Ruth früher ausgemalt, eine glückliche, fröhliche Reise werden, aber

das war es nicht. Die Angst saß ihnen immer noch im Nacken, und all die Meldungen über zivile Schiffe, die angegriffen wurden, machten es nicht leichter.

Nichts ist mehr unbeschwert, dachte Ruth, seit der Pogromnacht. Damals hat sich alles verändert, alles war schrecklich geworden, noch schrecklicher, als es zuvor schon gewesen war. Seit dieser Nacht hatte Ruth die Angst als ständigen Begleiter bei sich. Das hatte sich auch nicht geändert, als sie in England die Stelle als Haushaltshilfe auf der Farm der Sandersons antreten konnte, als sie endlich Nazideutschland verlassen hatte. Das war erst vor etwas mehr als einem Jahr gewesen, dennoch erschien es Ruth eine Ewigkeit entfernt zu sein. Auf dem Hof hatte sie hart arbeiten müssen. Olivia Sanderson, die Frau des Hofbesitzers, war streng und unnahbar gewesen. Damit hatte Ruth sich bald abgefunden - sie brauchte die Stelle, um in England bleiben und ihre Familie zu sich holen zu können. Doch die Angst um ihr Leben war zur Angst um das Leben ihrer Familie geworden. Lange hatte sie darum fürchten müssen. Würden sie es rechtzeitig schaffen auszureisen? Erst im letzten Moment war es tatsächlich wahr geworden, und sie hatte ihre Lieben wieder in die Arme schließen können. Doch dann war der Krieg ausgebrochen, und plötzlich bedrohte die Invasion Nazideutschlands England. Und sie, die Geflüchteten, wurden zu möglichen Feinden innerhalb des Landes.

Es war selten eine offene Feindseligkeit, die sie verspürten, es war eher ein unterschwelliges Grollen gegen sie. Sie waren Juden – verfolgt in Deutschland. Aber sie waren auch Deutsche – die Feinde Englands.

Mit der Ausreise nach Amerika, so hatte Ruth gehofft, würden alle diese Lasten von ihr abfallen. In Amerika würden sie neu anfangen, befreit von allen Vorurteilen, von allen Anfeindungen. Sie kämen als freie Menschen in ein freies Land.

Doch schon auf der Überfahrt war ihr klar geworden, dass dies eine Illusion war. Sie würden immer und immer ihre Vergangenheit mit sich tragen. Die Angst und die Last. Sie würden immer Juden für andere bleiben. »Juden« – als ob sie das zu anderen Menschen machte. Aber manche dachten eben so, andere zum Glück nicht. Vielleicht würde es mehr Menschen geben, denen ihre Herkunft und ihr Glauben egal wäre – dort, in Amerika.

Ruth schaute wieder aus dem Fenster, doch auch jetzt waren nur Wellen und der entfernte Horizont, der mit dem Atlantik verschmolz, zu sehen. Sie trank den letzten Schluck Kaffee, Bohnenkaffee – diesen Luxus hatte sie auf dem Schiff sehr genossen –, und stand auf.

Martha sah sie an. »Hast du alles gepackt? Nachher wird es vielleicht schnell gehen müssen.«

»Wieso?«, fragte Ruth irritiert.

»Setz dich wieder«, sagte Vati. Sein Tonfall ließ keinen Widerspruch zu. Dann beugte er sich zu ihr. »Ich habe jemanden getroffen«, wisperte er. »Er ist Amerikaner und hat Verbindungen.«

»Verbindungen?« Ruth schüttelte fragend den Kopf. »Was für Verbindungen?«

»Sei still und hör zu.« Ihr Vater sah sie an. »Alle wollen so schnell wie möglich vom Schiff. Alle wollen so schnell es geht an Land und weiter. Wir auch. Verstehst du?«

Ruth nickte. »Es wird Gedränge geben«, sagte sie beklommen.

»Nein«, sagte Martha lächelnd. »Nicht für uns. Vati hat vorgesorgt.«

»Wie das?«, fragte Ruth verblüfft.

»Ich habe Karten gekauft, Einreisekarten – damit wir unter den Ersten sind, die das Schiff verlassen dürfen. Unser Gepäck wird auch gesondert ausgeladen – vor allen andern.«

»Vor der ersten Klasse?«, fragte Ruth ungläubig.

Karl schüttelte den Kopf. »Natürlich nicht. Die erste Klasse geht immer vor. Aber direkt danach kommen wir. Wir müssen uns nur gleich in einen speziellen Raum begeben – mit unserem Handgepäck. Und unser anderes Gepäck muss schon abgegeben sein.«

»Du musst also jetzt packen«, bestätigte Martha die Worte ihres Mannes.

»Und dann kommen wir schneller von Bord?«, fragte Ruth noch einmal nach.

»Ja.«

»Was ist dann? Was machen wir an Land?«

»Wir müssen eine Droschke nehmen und zum Bahnhof fahren«, sagte ihr Vater. »Ich habe schon hier an Bord Bahnfahrkarten kaufen können, die uns schnell nach Chicago bringen werden.« Er lächelte. »Übermorgen werden wir hoffentlich da sein.«

»Sofie hat eine Wohnung für uns angemietet«, sagte Martha und strahlte glücklich »Eine Wohnung in Chicago. Dort wird unser neues Leben beginnen.«

»Sofie?« Ruth sah ihre Mutter fragend an.

»Sofie Gompetz, Schätzchen. Du wirst sie doch nicht vergessen haben?«

Natürlich hatte Ruth das Ehepaar Gompetz nicht vergessen. Die Freunde ihrer Eltern hatten bereits Ende 1938 aus Deutschland ausreisen können. Sie hatten sich schon früh um Visa für Amerika bemüht. Immer noch gab es die Quote von ca. 22 000 Einwanderern, die Amerika ins Land ließ; dies aber auch nur, wenn sie ein Affidavit – eine Bürgschaft von jemandem im Land – hatten. Wenn gewährleistet war, dass es genug Geld gab, damit sie nicht auf Staatskosten leben würden.

Obwohl die Meyers einige Verwandte in Amerika hatten, war keiner von ihnen bereit gewesen, das Affidavit für sie

zu leisten. Erst nach vielen Briefen und auch einigem Geld, das geflossen war, hatte sich die entfernte Cousine von Martha dazu bereit erklärt. Sie hatte aber jede weitere Verantwortung abgelehnt und wollte auch keinen Kontakt.

So hatten die Freunde, Sofie und Walter Gompetz, den Möbelcontainer der Meyers angenommen und untergebracht und ihnen auch ein kleines Apartment in Chicago angemietet, wo sie selbst untergekommen waren.

Nach der Quote, die Amerika ausgegeben hatte, hätten die Meyers erst Ende 1941 nach Amerika einreisen dürfen, aber nach Kriegsbeginn waren die Grenzen Deutschlands geschlossen worden und kaum ein Jude durfte nun noch ausreisen. Deshalb rückten alle anderen nach, die inzwischen im Ausland saßen – so wie die Meyers. Sie nahmen die Plätze von anderen Leuten ein. Was mit diesen Menschen wurde, mochten sie sich kaum ausmalen; trotzdem ließen sie die Gedanken an diese Menschen nicht los.

»Ja, natürlich«, sagte Ruth leise. »Sofie. Ich freue mich, sie wiederzusehen.«

»Dann geh jetzt packen, Kind«, sagte Karl. »Gleich gehen wir nochmal an Deck, vielleicht können wir jetzt die Freiheitsstatue sehen.«

»Ich will unbedingt dabei sein, wenn wir an ihr vorbeifahren«, sagte Martha. »Es muss erhebend sein – dieses Gefühl, endlich anzukommen.«

Ja, dachte Ruth, das will ich auch. Schnell ging sie in die Kabine. Schon gestern hatte sie das meiste gepackt, jetzt gab es nur noch Reste zu verstauen und ihren Kulturbeutel zu füllen. Sie putzte sich die Zähne, kämmte sich die Haare und besah sich gründlich im Spiegel.

Ich bin gerade neunzehn. Ich habe meine Heimat verlassen, wahrscheinlich für immer. Einige Monate habe ich in England gearbeitet, und jetzt werden wir gleich Amerika betreten, das Land, auf das ich so gehofft habe. Sie fühlte in sich hinein, erwartete das Gefühl der großen Erleichterung und Freude, aber es wollte sich nicht einstellen.

Gleich, sagte sich Ruth, gleich, wenn wir die Freiheitsstatue sehen, dann ... dann wird die Freude groß sein.

Auch Ilse war in die Kabine gekommen und hatte die restlichen Sachen gepackt. »Es ist alles so aufregend«, sagte sie. »Was meinst du, werden wir andere Menschen sein, wenn wir in Amerika sind? Werden wir uns anders fühlen?«

»Wir werden sicherlich noch wir selbst sein«, sagte Ruth nachdenklich. »Ich hoffe allerdings sehr, dass wir uns anders fühlen werden – sicherer.«

»Oh, das tue ich jetzt schon«, meinte ihre Schwester fröhlich und ging nach oben an Deck.

Ruth sah sich noch einmal in der Kabine um. Zehn Tage lang hatten sie hier gewohnt. Es war eine luxuriöse Unterkunft, fast schon wie ihr Haus in Krefeld, und ganz bestimmt würden sie in nächster Zukunft so nicht mehr leben. Dennoch hatte Ruth das seltsame Gefühl nie ganz abstreifen können, das sie beschlichen hatte, als sie an die vielen tausend Meter Wasser unter dem Schiff dachte und an die drohenden U-Boote, die in der Dunkelheit des Atlantiks auf Opfer warteten. Diese Furcht zumindest würde sie an Land nicht mehr haben müssen.

Langsam ging Ruth die Treppe nach oben an Deck. Es war schon gut gefüllt, alle wollten die Freiheitsstatue sehen, die nun auch deutlich zu erkennen war. Erst war sie noch ein Schemen in der Ferne gewesen, aber jetzt sah man die kleine Insel und die Figur mit dem hochgestreckten Arm.

»Dort vorne«, rief jemand aufgeregt, »ist Ellis Island. Rechts von uns. Und dort links, da ist die Freiheitsstatue.«

Ellis Island, dort befand sich die Immigrantenaufnahme der Vereinigten Staaten. Dort wurden alle Einwanderer geprüft und untersucht, wusste Ruth. Auch Ilse hatte davon gehört.

»Legen wir dort an?«, fragte sie fast atemlos.

»Nein«, sagte der Mann und tätschelte ihre Schulter.

»Wir nicht. Wir sind auf der Scythia, auf einem Linienschiff

der Cunard Linie. Wir sind normale Reisende.« Er sah sich um und lächelte. »Nicht wahr?«

»Aber ... aber ... wir sind doch Emigranten«, sagte Ilse unsicher. »Wir wollen doch Amerikaner werden und sind keine Urlauber.«

Der Mann strafte Ilse mit einem strengen Blick. »Shhhh«, zischte er und schüttelte den Kopf. »Du solltest lernen, deine Zunge im Zaum und deine Gedanken bei dir zu behalten, kleines Mädchen. Das wird es für dich sehr viel einfacher machen.« Er lachte ein unangenehmes Lachen und wandte sich ab.

Ilse drehte sich zu Ruth. »Wie hat er das gemeint?«, fragte sie und schluckte. »Was habe ich falsch gemacht?«

»Du hast nichts falsch gemacht«, versuchte Ruth ihre kleine Schwester zu beruhigen. »Wir sind auf einem Linienschiff und müssen nicht durch die Einwanderungskontrollen auf Ellis Island. Wir müssen nicht dahin, weil wir alle unsere Unterlagen schon abgegeben haben und sie geprüft worden sind. Wir haben Affidavits für unsere Einreise.«

»Affi... ich höre das immer wieder, was ist das?«, wollte Ilse wissen.

»Das ist eine Bürgschaft für uns.« Ruth versuchte zu lächeln. »Tante Ingrid hat sie für uns gemacht.«

»Tante ... wer?«

»Tante Ingrid. Sie ist entfernt mit Mutti verwandt und lebt schon eine Weile in Amerika«, versuchte Ruth leichthin zu sagen.

»Die kenne ich gar nicht.« Ilse kaute auf ihrer Lippe.

»Warum kenne ich den Namen nicht?«

»Weil ... weil ... das ist alles schwierig, Ilse«, sagte Ruth und seufzte. »Schau!«, rief sie dann, »schau dort vorne, da ist die Freiheitsstatue.«

»Wo?«

»Komm, wir versuchen auf das Oberdeck zu kommen.«

Ruth nahm Ilse an die Hand und schob sich durch die Menge bis zur Treppe, die zum Oberdeck führte. Dort waren jetzt nur die Passagiere der ersten Klasse erlaubt.

Auf der Treppe zum Oberdeck hielt sie eine Frau zurück. Sie trug einen Mantel aus Fuchspelz und ein Monokel, durch das sie die Mädchen scharf musterte.

»Was macht ihr hier? Und wer seid ihr? Ich habe euch bisher noch nicht gesehen«, fauchte sie.

»Wir ... wir wollen die Freiheitsstatue sehen«, sagte Ruth.

»Grundgütiger, Elisabeth, das sind Kinder aus der zweiten Klasse. Lass sie hoch«, sagte ein Mann vom Oberdeck. Er kam ihnen ein paar Stufen entgegen.

»Kommt, Kinder, kommt. Es ist erhebend. Jedes Mal wieder.«

»Sie waren schon mal in New York?«, fragte Ilse ungläubig.

»Natürlich. Ich bin alle paar Jahre hier. So eine aufregende Stadt. Das will man doch nicht verpassen«, sagte der Mann lächelnd und führte sie zur Reling. »Aus deinen Worten entnehme ich, dass ihr das erste Mal in den Staaten seid?«

»Wir sind gekommen, um zu bleiben«, sagte Ruth und biss sich auf die Lippen.

»Oh«, sagte der Mann und musterte sie. »Ihr seid Juden?«

»Sieht man das?«, fragte Ilse und versuchte, die plötzlich auftretenden Tränen wegzublinzeln. »Sieht man es wirklich?«

Der Mann schob sie von sich weg, schaute sie genau an. »Nun«, sagte er dann, »ich folge den Rassegesetzen der Nazis nicht. Sie haben so krude Einteilungen, die einfach lächerlich sind. Ihr beide aber habt herrliches Haar. Dunkle Locken. Wunderschön. So dunkle lockige, aber nicht krause Haare haben nur wenige Menschen auf der Welt, es macht euch einzig. Und dann eure Augen – so leuchtend und klar. Großartig. Ich sehe kein fliehendes Kinn, keine abartige Stirn – ich sehe schöne Gesichter. Es gibt blonde und blauäugige Idioten, die weitaus hässlicher sind, als ihr es seid.«

»Aber sehen wir für Sie aus wie Juden?«, fragte Ilse noch einmal und schluckte.

Der Mann überlegte. Dann legte er seine Hand auf ihren Kopf und streichelte sie sanft. »Nein. Ich habe aber kein Bild für ›den Juden‹. Was ihr nicht seid, ganz gewiss nicht seid – sind sture Arier, blond, blauäugig und blödsinnig. Ihr seid aufgeweckte Mädchen, egal, welcher Religion ihr angehört.« Er räusperte sich.

»Danke«, sagte Ruth leise. »Danke dafür, das wird meiner Schwester helfen.«

Er sah sie an, nickte kaum merkbar. »Und nun schauen wir nach rechts. Dort ist sie, die Statue of Liberty, die Freiheitsstatue. Seht ihr sie? Könnt ihr sie sehen?« Er nahm Ilse auf den Arm und trat an die Reling. »Jetzt fahren wir an ihr vorbei in den Hafen. Wir fahren in die Freiheit.«

Ruth stand hinter ihm, konnte die Statue aber deutlich sehen. Sie sah den hochgestreckten Arm, das Kleid, das in vielen Falten zu Boden fiel, den Kranz um ihren Kopf. Die Sonne schien und beleuchtete die Statue.

Jetzt, dachte Ruth, jetzt muss es kommen. Das Gefühl der Freiheit, der Erleichterung, des Friedens, des Glücks.

Aber sie fühlte nur eine große Leere. Da war nichts – da war keine Erleichterung und kein Glück. Sie fühlte sich leer und ausgelaugt. Sie hatte das Ziel erreicht und gewonnen, aber Glück über den Sieg fühlte sie nicht.

»Ilse? Ruth? Wo seid ihr?« Martha lief über das Deck, rief immer wieder die Namen ihrer Töchter.

»Hier sind wir!«, rief Ilse zurück. »Hier oben!« Sie winkte ihrer Mutter fröhlich zu.

»Was macht ihr denn da?«, fragte Martha verblüfft.  
»Kommt sofort herunter, dieser Teil des Decks ist für die erste Klasse reserviert.«

»Komm«, sagte Ruth zu Ilse, »lass uns zu Mutti gehen.« Sie nahm die Hand ihrer Schwester.

»Aber hier haben wir einen so schönen Ausblick. Hast du die Häuser gesehen? Diese hohen, hohen Häuser? Gleich fahren wir daran vorbei. Und ich will sehen, wie das Schiff anlegt.«

»Wir haben genug gesehen, Ilse«, sagte Ruth freundlich, aber bestimmend. »Schau, wie aufgereggt Mutti ist. Lass uns zu ihr gehen. Auch von dort können wir das Anlegen sicherlich beobachten.«

Ilse verzog den Mund, aber sie folgte ihrer Schwester.

»Es dauert nicht mehr lange«, sagte Martha aufgereggt.  
»Gleich legen wir an. Vati hat jemanden getroffen, der Beziehungen hat. Er hat uns eine Möglichkeit vermittelt, unter den Ersten zu sein, die das Schiff verlassen können.«  
Sie sah ihre Töchter an. »Also holt euer Handgepäck.«

»Und dann?«, fragte Ilse.

»Dann gehen wir in einen Raum, hat uns der Mann erklärt. Dort warten wir, bis das Schiff angelegt hat, und

dann dürfen wir bald an Land und müssen nicht so lange warten.«

»In einen Raum?« Ilse schüttelte den Kopf. »Ich will aber an Deck bleiben und sehen, wie wir anlegen.«

»Und dann eine der Letzten sein, die an Land gehen?«, fragte Ruth sie. »Sei keine Gans.«

»Aber ... aber ...«, wandte Ilse ein, doch Martha schnitt ihr das Wort ab.

»Keine Widerrede! Holt eure Sachen! Vati veranlasst gerade, dass unser Gepäck auch schnellstmöglich von Bord gebracht wird.«

Sie holten ihr Handgepäck, dann führte der Mann die Familie Meyer und einige andere in einen Raum auf dem Unterdeck. Sie alle hatten ihn dafür bezahlt, als Erste von Bord gehen zu können, und freuten sich nun darauf, bald schon das sichere Land betreten zu können. Der Raum hatte keine Fenster und nur zwei Glühlampen. Es gab einige Bänke, aber nicht genügend für alle. Unsicher schauten sie sich um. Der Mann nickte ihnen zu und trat zurück in den Gang, schloss die Tür. Sie hörten, dass ein Riegel vorgeschoben wurde.

»Was soll das?«, fragte jemand verunsichert. »Hat er uns etwa eingeschlossen?«

Ruth ging zur Tür, drückte den Griff hinunter – doch die Tür ließ sich nicht öffnen. Erschrocken drehte sie sich um.

»Das ist sicherlich nur eine Vorsichtsmaßnahme«, sagte jemand beruhigend. »Damit niemand, der nicht bezahlt hat, hier hereinkommt. Sobald das Schiff angelegt hat, wird uns geöffnet werden.«

»Ja«, sagten nun einige erleichtert und atmeten auf. »So wird das sein«, versicherten sie sich gegenseitig.

Es gab ein Fenster, aber das war sehr weit oben und klein, außerdem ging es zum Hafen und nicht zum Pier hinaus. Einige stellten einen Tisch unter das Fenster und kletterten darauf, um hinauszuschauen. Doch viel zu sehen war nicht. Die Motorengeräusche änderten sich, man hörte dumpfe Schläge.

»Jetzt hat das Schiff angelegt«, sagte jemand, und tatsächlich wurden die Turbinen nun ausgestellt. Immer noch konnte man dumpfe, aber sehr viel leisere Maschinengeräusche hören. Auch das Trappeln von Füßen war zu vernehmen.

Ruth fand die Geräusche, die sie nicht wirklich orten konnte, unheimlich. Ilse drückte sich an ihre Schwester, auch sie fürchtete sich.

»Wir sind in Amerika«, versuchte Ruth sie zu beruhigen. »Wir sind endlich in Amerika.«

Ich sollte jetzt erleichtert sein. Glücklich. Ich sollte unendlich glücklich sein, euphorisch. Aber ich bin es nicht, stellte sie fest. In mir ist eine große Leere, wie ein Vakuum. Ich fühle gar nichts, noch nicht einmal Traurigkeit.

»Wir sind in Amerika«, wiederholte Ilse. Ihre Stimme klang glücklich und erleichtert. »Jetzt wird alles anders. Unser ganzes Leben wird sich verändern.«

Ja, dachte Ruth, unser ganzes Leben wird sich wieder einmal verändern. Aber ob es besser wird? Sie hatte einige Zweifel.

Ihre Eltern saßen nebeneinander, hielten sich an den Händen. Martha wirkte befreit, sie lächelte – Karls Gesicht hingegen blieb angespannt. Immer wieder schaute er auf seine Uhr. Schließlich stand er auf.

»Jetzt müsste er doch endlich die Tür öffnen«, brummte er unzufrieden. »Wir sind doch schon angelandet.«

»Ach, so etwas kann dauern«, sagte ein Mann. »Das ist ja ein großes Schiff und keine Jolle.«

»Dennoch«, sagte ein anderer, »wir sind da, das Schiff steht, und wir sollen die Ersten sein, die von Bord gehen. Dafür haben wir bezahlt. Dann können sie uns auch jetzt die Tür öffnen.«

»Die erste Klasse ist noch vor uns dran«, meinte eine Frau und rümpfte die Nase. »Die Reichen und Schönen haben immer und überall Vorrang.«

»Aber nicht in Amerika«, sagte eine andere Frau. »Hier sind alle gleich. Und hier ist es auch egal, ob man Jude ist oder nicht.«

Martha sah sie an und lächelte. »Ja, so wird es sein«, sagte sie fast fröhlich. »Genau so. Deshalb sind wir

hierhergekommen.« Sie schluckte, strich sich über die Haare. »Hier wird vermutlich alles anders werden.«

Die Frau stand auf, setzte sich neben Martha.

»Hoffentlich. In Deutschland war es schlimm genug, schlimmer kann es hier ja nicht sein.« Sie reichte Martha die Hand. »Eleonore Grüneberg. Dort drüben ist mein Mann Friedrich und dort mein Sohn Hans.«

»Grüneberg?« Martha runzelte die Stirn. »Sind Sie aus Düsseldorf? Dort kenne ich Grünebergs.«

»Wir sind aus Brandenburg, haben zuletzt in Berlin gelebt. Von Verwandtschaft im Rheinischen weiß ich nichts.«

»Ach, aber das hätte ja sein können«, sagte Martha. »Ich bin Martha Meyer. Mein Mann Karl, meine Töchter Ruth und Ilse. Wir kommen aus Krefeld am Niederrhein.«

»Wir sind aus Wuppertal - ursprünglich«, sagte eine andere Frau und gesellte sich zu Martha. »Haben aber im letzten Jahr bei Verwandten in England gewohnt.«

»Ich bin aus Köln. Mein Mann ist schon in New York«, sagte eine weitere Frau.

Wie seltsam, dachte Ruth, wir sitzen hier seit mindestens drei Stunden in dem kleinen Raum, und jetzt, wo wir gleich gehen dürfen, bricht das Eis. Einige Leute kannten sich schon von den Mahlzeiten, andere hatten sich an Deck getroffen und stellten jetzt erst fest, dass sie ja vorher Kontakt gehabt hatten.

Hier zu sitzen und auf das gute Ende zu warten scheint uns blind gemacht zu haben, resümierte Ruth. Wir hatten uns nur selbst im Blick – uns und das Schiff. Wir wollen alle raus, wollen weg, dabei sitzen wir in demselben Boot und scheinen wieder einmal gefangen zu sein. Sie lauschte; immer mehr Schritte waren zu hören – irgendwo über ihnen. Neue Geräusche kamen auf, aber auch die waren für Ruth nicht genau zu orten. Ihre Mutter und die anderen Frauen unterhielten sich nun angeregt, und auch die Männer tauten langsam auf, fingen Gespräche an. Ruth war nicht auf Geplänkel und seichte Konversation aus. Sie wollte weg von dem Schiff, wollte an Land, selbst wenn ihr der Gedanke an das neue Leben Bauchschmerzen bereitete. Es würde nicht einfach werden – wie auch? Als sie nach England gekommen war, hatte sie einen festen Job – und somit Unterkunft, Verpflegung und eine kleine Entlohnung für ihre Arbeit. In Amerika hatte sie das nicht – keiner von ihrer Familie. Ruth wusste, dass es einige Rücklagen gab, aber die schrumpften täglich und würden nicht ewig halten. Hier in diesem Raum – sie sah sich noch einmal um – waren gut vierzig Menschen, etwa zehn Familien. Das war ein Bruchteil der Familien, die auf diesem Schiff waren – ein Bruchteil all der Einwanderer, die nach Amerika kamen. Gab es für alle Arbeit? Gab es neue Existenzmöglichkeiten? All das würde sich noch zeigen müssen.